

Nicht der Hammer

«Thor: Love and Thunder» gibt das Superheldenkinno der Persiflage preis. Das hat auch sein Gutes

ANDREAS SCHEINER

Die Zahlen gehen rauf und runter, hier sind sie tief, dort sind sie hoch, kommt wieder eine Welle? Nicht die Corona-, die Besucherzahlen der Kinos sind gemeint. Aber auch bei denen versteht bald niemand mehr ihre Aussagekraft. In Amerika rennen die Leute längst wieder begeistert in die Multiplexe, während Netflix drüben in Los Gatos die Mitarbeiter beurlaubt. Bei uns wiederum sind die Säle fast so leer wie im widrigsten Lockdown. Ob noch jemand streamt, ist unklar. Netflix und Co. publizieren kaum Zahlen.

Klar ist, es gibt kulturelle Unterschiede: Die Amerikaner entkommen der Hitze traditionell im Air-Condition-Kino, wir bevorzugen Badis. Aber das erklärt nicht alles, auch den amerikanischen Lichtspielhäusern läuft es (noch) nicht ganz so wie damals, als noch kein (Streaming-)Virus die Leute befallen hatte. Aber was läuft, das läuft: Den neuen «Top Gun» wollten alle sehen, «Doctor Strange» aus unerfindlichen Gründen fast so viele. Auf den weiteren Plätzen: Dinos, Bats, Spiders.

Wie konnten die Götter nur?

Der Kulturmensch atmet auf und sagt: «Das Kino lebt!» Während der innere Kulturpessimist abwinkt: «Aber es sind doch alles Blockbuster!» Wie geht's weiter? Mit dem nächsten, natürlich: «Thor: Love and Thunder», der 29. Spielfilm aus dem Marvel Cinematic Universe, läuft neu im Kino. Ist er gut, und spielt es eine Rolle?

Kurze Antwort: «Thor 4» ist nicht der Hammer, aber die Ticket-Vorhersage fürs Wochenende ist günstig. Etwas ausführlicher: Der Film beginnt mit einem Gefühl wie im falschen Saal: Ein kreidebleicher Mann mit Glatze kriecht durch die Wüste, ist das nicht Lord Voldemort? Nein, man ist hier schon richtig, der blasser Mensch entstammt nicht der «Harry Potter»-Reihe, sondern wird sich bald als Göttertöter Gorr, gespielt von Christian Bale, betätigen. Sein Motiv ist übrigens redlich: In der Wüste verdurstet dem Mann das Kind, wieso haben die Götter die menschliche Tragödie zugelassen?



Erst stiehlt sie Thors Herz, dann seinen Hammer: die Wissenschaftlerin Jane Foster (Natalie Portman).

MARVEL STUDIOS

Gorr gelangt in den Besitz des mächtigen Nekroschwertes, mit einer Klinge so scharf, sie schneidet selbst Götterfleisch. Kann Thor (Chris Hemsworth) dagegen etwas ausrichten? Sein Hammer ist im letzten Film zerbröselte, aber jetzt hat er eine Axt, und es kommt zu einer 250 Millionen Dollar teuren Runde Schere, Stein, Papier: Schwert oder Axt, was gewinnt?

Höherer Blödsinn

Das Drehbuch versucht Eigenwilliges: den Verzicht auf eine nachvollziehbare Erzählstruktur. Man weiss meistens nicht, wo man ist, und wo wo ist. Der Film funktioniert wie eine zweistündige Abfolge von GIFs, diese lustigen, kurzen

Internet-Memes. Wenn man auch nicht weiss, was, so ist doch immer etwas los. Häufig hört man dazu Guns N' Roses, und der Regisseur Taika Waititi («Jojo Rabbit») tröpfelt einen Schuss Melodram in den Schüttelbecher.

Die im dritten Teil abwesende Natalie Portman nimmt ihre Rolle als Wissenschaftlerin und Verflissene des Thor, Jane Foster, wieder auf. Das klingt lustig, ist es nicht – Jane hat Krebs, Stufe 4 –, und dann doch: Sie geht die Überreste des Thorhammers suchen, denn dieser ist ein Allheilmittel. Was das Böse bekämpfen hilft, muss auch gegen Krebs wirken. Und tatsächlich verwandelt sich Jane durch den Hammer in eine Thor.

Thor (she/her) hat ungeahnte Kräfte, ein Kostüm und ist blond. Ihr Ex und

sie tragen Partnerlook, ein einziger Slapstick ist das; wo soll das enden? Bei Zeus, natürlich: Bei dem nämlich werden die Thors vorstellig, um eine Armee für den Kampf gegen Gorr zu erbitten. Aber der oberste olympische Gott, den Russell Crowe mit einem derart seltsamen griechischen Akzent spielt, dass er fast russisch klingt, sagt etwas in der Art von: Krieg? Es gibt keinen Krieg. Er will lieber Orgien feiern.

«Thor: Love and Thunder» ist höherer Blödsinn, bloss ein kleiner Schritt noch, und wir sind beim Persiflagenkino, wie es früher Mel Brooks bewirtschaftet hat. Man erinnert sich an dessen «Star Wars»-Parodie «Spaceballs» (1987), so weit ist es schon gekommen: Das ist jetzt die Messlatte für Marvel.

Ohne den Gemeindepräsidenten geht es (noch) nicht

Das Festival da Jazz in St. Moritz kehrt zurück in den Dracula Club. Auch dank dem Lokalpolitiker Christian Jott Jenny

FLORIAN BISSIG, ST. MORITZ

Rasend schnell zogen die leuchtenden Wolken über den Dreitausendern des Oberengadins dahin, über die sich schon die Dämmerung gesenkt hatte. Und während sich Nieselregen und steife Windstöße abwechselten, flatterten Vögel zwitschernd zwischen den Lärchen hin und her. Doch das Naturspektakel von St. Moritz vermochte am Donnerstagabend kaum zu interessieren, als das Festival da Jazz erstmals seit drei Jahren endlich wieder im Dracula Club eröffnet wurde. Denn gross waren hier die Ausgelassenheit und die Freude darüber, wieder Schulter an Schulter zusammengedrängt in diesem heimlichen Hauptrequisit des Festivals Live-Musik erleben zu dürfen.

Doch zuerst wurde kräftig pokuliert, geredet und applaudiert. Der kräftigste Applaus galt nicht etwa dem Hauptsponsor, dem britischen Hersteller eleganter Automobile, sondern Christian Jott Jenny, der das Festival vor fünfzehn Jahren gegründet hatte. Jenny hatte vor zwei Jahren das Kunststück fertiggebracht, während des Lockdowns ein Pandemiekompatibles Festival auf die Beine zu stellen. Dank seiner Chuzpe und einer Portion Glück konnte das Festival da Jazz seinen Jahresrhythmus beibehalten.

Den Neustart im Zeichen der Fledermaus durfte nun die Band Nubiyân Twist machen. Das junge Kollektiv aus Nordengland bedient sich bei Afrobeat, Soul, Latin, Reggae, Hip-Hop und anderem mehr und bringt diese überbor-

dende Vielfalt von Elementen in einem bunten, aber durchaus stimmigen Stil zusammen. Leider musste sich das Kollektiv, das allerdings auch sonst in oft changierender Besetzung auftritt, ohne den vorgesehenen Tenorsaxofonisten durch den Abend schlagen. Der Mann hatte kein Covid, aber einen annullierten Flug. Eines der Markenzeichen der Band sind die knackigen Bläusersätze.

Mit Witz und Leichtigkeit

Doch Improvisation muss an einem Jazzfestival erlaubt bleiben, und so bestritt der Trompeter Jonny Enser den Bläserpart eben allein. Damit erzielte er gewiss nicht denselben Effekt, doch er machte das Manko durch originelle Soli wett. Nicht nur seine, auch die Solobeiträge von Gitarre und Keyboard brachten auf stimmige Weise das nuancierte Vokabular des Jazz in die an sich einfach gestrickte Harmonik des Afrobeat.

In Ermangelung raffinierter Bläserarrangements lag die Aufmerksamkeit verstärkt auf dem Zusammenspiel von Schlagzeug und Perkussion, das den Puls vorgab und zugleich mit Witz und Leichtigkeit umspielte. Und ebenso auf dem Gesang von Ria Moran und dem brasilianisch-stämmigen singenden Congaspieler Pilo Adami. Sie fanden in den Eröffnungsgästen ein dankbares Publikum, das sich zu Mitsingübungen und zum Tanzen animieren liess.

Während Nubiyân Twist, die zwar in Grossbritannien am Radio gespielt

werden, aber hierzulande wenig bekannt sind, eher die jüngeren Generationen ansprechen, signalisiert das weitere Programm mit wiederkehrenden Altstars aus Jazz und Pop insgesamt deutlich den Willen zur Kontinuität und damit die Handschrift Jennys. Wie stark lenkt der Festivalgründer sein fünfzehnjähriges Geschöpf auch heuer noch?

Eigentlich wünschte er sich, dass das Festival da Jazz auch ohne ihn funktionieren würde, sagt Jenny. Nicht nur, weil er als Gemeindepräsident von St. Moritz – der kürzlich für eine zweite Amtszeit wiedergewählt wurde – genug zu tun habe, sondern auch, weil er jüngere Leute in die Programmgestaltung einbeziehen und eine Entwicklung des Festivals ermöglichen möchte. Doch allein während des kurzen Gesprächs mit ihm im Entrée des Hotels Kulm wurde Jenny im Minutenakt gegrüsst, um Rat gefragt oder angefragt. Und als Lee Ritenour durch die Tür gebracht wurde, sprang er auf und begrüßte ihn wie einen alten Freund.

Tatsächlich ist der bekannte Jazz- und Fusion-Gitarrist aus den USA ein alter Bekannter, der schon mehrmals in St. Moritz aufgetreten ist. Um Stars wie ihn für das Festival da Jazz gewinnen zu können, sei sein persönlicher Einsatz entscheidend, erklärt Jenny. Entscheidend war auch, dass Jenny 2020, nachdem er sich bereits aus dem operativen Geschäft des Festivals zurückgezogen hatte, kurzentschlossen zurück in die Leitung kam und trotz allen Unwägbarkeiten ein Festival plante.

Um die Abstandsregeln einhalten zu können, bespielte das Festival die prächtigen Ball- und Theatersäle verschiedener Luxushotels und nahm einige Open-Air-Events ins Programm. Heuer kann das Festival nach zwei Jahren wieder in seinen angestammten Ort einziehen, den Dracula Club, ein trutziges Chalet am Rand von St. Moritz Dorf, das von aussen düster, von innen aber umso heimeliger wirkt. Nur gerade 150 Personen drängen sich hier dicht aufeinander, nur eine Armlänge von Jazzstars entfernt, die normalerweise von grossen Bühnen herab für Tausende spielen. Diese Intimität ist für Jenny die «DNA» des Festival da Jazz.

Die Garde der Jazzsängerinnen

In den kommenden Wochen werden neben Ritenour Fusion- und Funk-Stars wie Fred Wesley oder die Yellowjackets sowie eine ganze Reihe von Jazzsängerinnen, etwa China Moses oder Cécile McLorin Salvant, auftreten. Breiter bekannt dürften die Namen der Pop-Stars sein, die auch an diesem Jazzfestival eine ganze Reihe von Programmplätzen belegen: Jane Birkin, Peter Kraus, James Morrison oder Gianna Nannini, die an einem Open-Air-Konzert im Kulmpark auftritt. Mit diesem vermischten Programm nimmt sich das Festival da Jazz ein wenig aus wie eine Boutique-Version des Montreux Jazz Festival – mit Chalet-Charme und hochalpinen Naturkulisse.

Unvergesslich aus «The Godfather»

Der amerikanische Schauspieler James Caan ist gestorben

MARION LÖHNDORF

Sonny Corleone war der auserkorene Sohn. Er sollte die Geschäfte des Paten, des Mafiabosses aller Mafiabosse, fortführen. Obwohl Sonny hitzköpfig und brutal sein konnte, hatte er eine Schwäche für die Schwachen. Und liess sich in eine Falle locken, die ihn das Leben kostete.

Im ersten Teil der «Godfather»-Trilogie wird James Caan als Sonny von Kugeln durchsiebt. Sein Abgang war spektakulär, kam aber viel zu früh; Filmfans liebten den Energie-Schauspieler Caan, seine direkte Art, seinen zupackenden Stil. Mit der Rolle des Sonny schrieb sich James Caan in die Kinogeschichte ein, sie definierte seinen immer wieder aufgefrischten Ruhm als «tough guy». Der Auftritt seines Lebens wurde gekrönt von seiner einzigen Oscar-Nominierung.

Fünf Kinder und viel Party

James Caan, der am Mittwoch mit 82 Jahren in Los Angeles starb, arbeitete bis ins Alter. Der ewige Kronprinz wurde nie zum alles überstrahlenden Star der Kategorie Robert De Niro und Al Pacino – zweier Weggefährten aus «Godfather»-Zeiten, die seinen Tod öffentlich betrauereten.

Er wurde als Sohn jüdischer Emigranten aus Deutschland 1939 in New York geboren. Der spätere Trump-Unterstützer und lebenslange Sportsmann, begeisterte Partygänger und Vater von fünf Kindern kam früh zum Film. Schon ein Jahrzehnt vor seinem Durchbruch in Francis Ford Coppolas Mafia-Epos hatte sich Caan in vielen Genres versucht und war von Regiegrößen wie Howard Hawks («Red Line 7000», 1965) und Robert Altman («Countdown», 1969) eingesetzt worden.

Nach seinem Meisterstreich in «The Godfather» dimmte der Schauspieler das Temperament seiner Leinwandfiguren herunter. Er zeigte sich düster als Spieler in Karel Reisz' «The Gambler» (1974), stoisch und desillusioniert als Safeknacker in Michael Manns «Thief» (1981) und weltmüde in späten Filmen wie «Bottle Rocket» (1996), Wes Andersons Regie-debüt. In Lars von Triers «Dogville» (2003) gab er in einer kleinen Rolle noch einmal den bösen alten Mann. Rob Reiners «Misery» (1990) aber spielte auf fast sadistische Weise mit Caans Machismo-Image: Da ist er ein Mann, der in die Hände einer Wahnsinnigen (Kathy Bates) fällt, die ihn buchstäblich ans Bett fesselt und grausam quält.

Die Filme, die er nicht machte

In den achtziger Jahren nahm James Caan eine drogen-, erschöpfungs- und depressionsbedingte Auszeit von fünf Jahren. Eigentlich hatte er genug vom Filmbusiness, aber als er feststellen musste, dass er auch finanziell am Ende war, musste er wieder arbeiten. Unter dessen war er eine Zeitlang berühmt geworden für die Rollen, die er abgelehnt hatte, «One Flew Over the Cuckoo's Nest», «Apocalypse Now» und «Kramer vs. Kramer». Doch von den neunziger Jahren an nahm Caan lange Karriere, die in den Siebziger Hochkonjunktur hatte, einen erneuten Aufschwung. Auf einmal schien sein Name jeden Film, in dem er auftrat, mit einem Qualitätssiegel zu versehen.

Er zeigte sich wandelbar und liess auch verletzte Seiten anklängen. Gelegentlich wandte er sich leichteren Stoffen zu, wie im Kult-Weihnachtsfilm «Elf» (2003). Nach seinem Tod rühmten Kollegen und Regisseure wie Rob Reiner und Michael Mann seine Vitalität, sein Humor und sein Arbeitsethos.

Eine besondere Beziehung verband ihn mit Francis Ford Coppola, den er aus seinen Tagen an der New Yorker Hofstra-Universität kannte: «Jimmy war jemand, der länger und enger mit meinem Leben verbunden war als irgendein anderer Mensch aus dem Filmbusiness», sagte Coppola. «Alter Freund von Sunnyside (einem Viertel in New York), Kollaborateur und einer der lustigsten Menschen, die ich je gekannt habe.»